

GRIECHISCHE STÄDTEANLAGEN

UNTERSUCHUNGEN ZUR ENTWICKLUNG
DES STÄDTEBAUES IM ALTERTUM

VON

ARMIN VON GERKAN

MIT 20 TAFELN



BERLIN UND LEIPZIG 1924

WALTER DE GRUYTER & CO.

VORM. G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG - J. GUTTENTAG, VERLAGS-
BUCHHANDLUNG - GEORG REIMER - KARL J. TRÜBNER - VEIT & COMP.

THEODOR WIEGAND
DEM NEUBEGRÜNDER DER ANTIKEN
STÄDTEFORSCHUNG

Inhalt.

	Seite
Vorwort	IX
Kapitel I. Die Stadt vor dem V. Jahrhundert	I
1. Die Entstehung	I
Die Polis 2. — Die städtische Siedelung 3. — Allmähliche Entwicklung 4. — Gründungen 4. — Natürliches Wachstum 6.	
2. Die Gliederung	7
Die Burg als Mittelpunkt 7. — Die Agora 8. — Das Aufhören der Akropolen 10. — Eretria 11. — Palairos 12. — Andere Beispiele 12. — Herakleia am Latmos 14. — Die Überlieferung 16.	
3. Die Befestigung	17
Die Entstehung der Stadtmauern in den Kolonien 18. — Samos, Mauer und Hafen 19. — Die Rückständigkeit des Mutterlandes 22. — Athens vorpersische Befestigung 23. — Entfestigungen 27. — Das Fehlen eines feststehenden Typus 27.	
Kapitel II. Die Entstehung der regelmäßigen Stadt	28
1. Der regelmäßige Stadtplan	28
Äußere Merkmale 29. — Piraeus, Elis und Milet 29. — Beziehungen zum Orient 30.	
2. Die Anlässe zu regelmäßigen Planbildungen	31
Die Kolonisation 31. — Der Zwang der systematischen Gründungen 33. — Die Kolonien des VII. Jahrhunderts 35. — Ionien als Hauptzentrum 36.	
3. Milet	38
Topographisches 38. — Die ältesten Reste 39. — Der Stadtplan nach 479 v. Chr. 40.	
4. Hippodamos von Milet	42
Literatur und Überlieferung 42. — Abstammung 43. — Bisherige Chronologie 43. — Archeptolemos 44. — Hippodamos und Milet 45. — Hippodamos in Athen 46. — Die Gründung von Thurioi 47. — Rhodos 48. — Hippodamos und der regelmäßige Stadtplan 49. — Sein Verhältnis zur Baukunst. 50. — Aristophanes 51. — Der Piraeus 53. — Topographie 54. — Thurioi 56. — Ergebnisse für die Bautätigkeit des Hippodamos 57. — Seine Schriften 58. — Sein Äußeres 59. — Seine Bedeutung 60.	
Kapitel III. Die Gestalt der regelmäßigen Stadt	62
1. Die Überlieferung	62
Plato 62. — Aristoteles 62. — Pseudo-Dikaearch und Strabo 63. — Die Mediziner 63. — Vitruv 64.	

	Seite
2. Die Überreste	65
Irrtümliche Verallgemeinerungen 65. — Alexandriens Straßennetz 67. — Seine Gründung 69. — Seine Rolle in der baugeschichtlichen Entwicklung 70. — Alexandrien und der I. Stil 71. — Das Peristylhaus 72. — Die Bautechnik in Alexandrien und der Pharos 73.	
3. Die Orientierung des Straßennetzes	74
Nissens Limitationstheorie und die Tempelorientationen 75. — Der Tempel in Didyma 75. — Unbefriedigende Ergebnisse 76. — Die Unmöglichkeit einer kultlichen Orientierung der Städte 78. — Topographische Gesichtspunkte 79. — Hygienische Gesichtspunkte 79. — Städte an Berghängen 80. — Städte in Ebenen 81.	
4. Die Ausbildung der Straßen	82
Die Straßenbreite 82. — Hauptstraßen 82. — Milet 83. — Das Fehlen des Straßenkreuzes 84. — Priene 85. — Der Mangel einer Pflasterung 86. — Der späte Ursprung der Kanalisation 87. — Die Wasserversorgung 88. — Die Wasserleitung von Priene 88. — Die Druckleitung von Pergamon 89. — Die Bogenleitungen der römischen Zeit 90.	
5. Die Häuserviertel	90
Ihre Gleichmäßigkeit 90. — Ihre Größe in Priene und Milet 91. — Andere Beispiele 92. — Das Verhältnis von Länge zu Breite 93. — Die Richtung der Quartiere 93.	
6. Die Platzanlagen	94
Unzutreffende Anschauungen 94. — Die Lage des Marktes im Straßennetz 95. — Seine Größe 96. — Die hufeisenförmigen Hallen 97. — Die vierte Marktseite 98. — Der Südmarkt von Milet 99. — Andere Marktplätze und Pergamon 101. — Altäre, Brunnen und Tempel 102. — Der Handelsverkehr 103.	
7. Einzelgebäude	104
Die Lage der Heiligtümer in der Straßenrichtung 104. — Ihre Lage zu den Zugangsstraßen 105. — Gymnasien 106. — Stadien 106. — Theater 107. — Herrschersitze 108. — Der Typus der hellenistischen Königsburg 109.	
8. Befestigungen und Häfen	110
Geländemauern 110. — Die Entwicklung der Verteidigungsmauer 111. — Hafendämme 112. — Kriegshäfen 113.	
9. Unregelmäßige Städte	114
Die Unmöglichkeit einer Rektifikation älterer Stadtpläne 114. — Verlegungen 115. — Athen, Theben und Knidos 116. — Planmäßige Erweiterungen 118. — Pompeji 119. — Verschiedene Orientierung einzelner Stadtviertel 120. — Smyrna 120. — Pergamon 121. — Der künstlerische Wert der regelmäßigen Stadtpläne 121.	
Kapitel IV. Das Vordringen des italischen Stadtplanes	123
1. Der Typus der italischen Stadt	123
Nissens Anschauung von ihrer Identität mit dem griechischen Typus 123. — Ihre selbständige italische Entstehung 124. — Das Koordinatensystem zweier Hauptstraßen 126. — Umriß und Zentrum 127. — Das Schema der Befestigung 128. — Das Straßennetz 129. — Die fehlende Erweiterungsmöglichkeit 130.	

	Seite
2. Die Entwicklung der italischen Stadt	131
Italien 131. — Römische Kolonisation 132. — Der Osten 133. — Der Hellenismus in Syrien 134. — Die syrischen Stadtanlagen 135.	
3. Die Gebäudetypen	136
Das Forum 136. — Veränderungen der griechischen Agora 137. — Die Basilika 139. — Die Säulenstraße 139. — Falsche Datierungen 140. — Straßen- und Schmucktore 143. — Symmetrische Tempelanlagen 144. — Symmetrische Wohnhäuser 145. — Thermen 145.	
4. Künstlerische Prinzipien	146
Axial-symmetrische Kompositionen 146. — El-Hasne in Petra 148. — Amorphe Konstruktionsweise 149. — Der Bogen- und Gewölbebau 151. — Prunkbauten 151.	
5. Das Unterliegen des griechischen Typus	152
Die einheitliche Reichskunst 152. — Ihr Gegensatz zum Hellenismus 153. — Die Rolle des Orients 154. — »Römische« Kunst 155. — Großgriechenland und Italien 155. — Die Eigenart der westgriechischen Kunst 156. — Der Hellenismus in Italien 157. — Seine Umprägung zur Reichskunst 158. — Die Veräußerlichung im Kunstschaffen 160. — Luxus- und Kolossalbauten 161.	
6. Römer- und Griechentum in der letzten Zeit der antiken Kunst	162
Roms Stellung zur Kunst 162. — Der Niedergang der hellenistischen Baukunst 163. — Die zeitlichen Grenzen des Hellenismus 165. — Das Ende der antiken Baukunst 166. — Nachleben in der byzantinischen Zeit 167. — Byzantinische Städte 167. — Konstantinopel 168.	
Register	169
1. Geographisches Register	169
2. Personenregister	171
3. Autorenregister	172

Verzeichnis der Tafeln.

1. Eretria (1 : 15 000).
 2. Palairos (1 : 6000).
 3. Die Befestigung der Aspis von Argos mit Übersichtsskizze (1 : 1500; 1 : 30 000).
 4. Herakleia am Latmos (1 : 15 000).
 5. Samos (1 : 15 000).
 6. Milet (1 : 15 000).
 7. Richtungen der Hauptstraßen.
 8. Perge (1 : 12 000).
 9. Priene (1 : 7500).
 10. Knidos (1 : 15 000).
 11. Die Agora von Priene (1 : 1000).
 12. Das Marktgebiet von Milet (1 : 2500).
 13. Die Agora von Assos (1 : 1000).
 14. Ovalhäuser von Jassos (1 : 100; 1 : 500).
 15. Pompeji (1 : 7500).
 16. Veji (1 : 15 000).
 17. Colonia Agrippinensis [Köln] und Nida [Heddernheim] (1 : 15 000).
 18. Calleva [Caerwent] und Venta Silurum [Silchester] (1 : 7500).
 19. Thamugadi [Timgad] (1 : 5000).
 20. Bostra [Bosra] und Philippopolis [es-Schuhba] (1 : 15 000).
-

Vorwort.

Wenn wir nach den Ursachen fragen, weshalb die fachwissenschaftliche Literatur unserer Zeit so arm an großen zusammenfassenden Werken ist, gemessen etwa an der Zeit vor 50 Jahren und länger zurück, so erhalten wir häufig die Antwort, es könne niemand mit Aussicht auf Erfolg eine solche Arbeit beginnen in einer Zeit, wo alles im Flusse sei, wo jeder Tag neue Entdeckungen bringe, welche die bisher als gesichert geltende Vorstellungen umstoßen könnten, kurzum, solch ein Unternehmen sei gegenwärtig ganz entschieden verfrüht. Die Begründung läßt sich nicht bestreiten: seit Beginn der systematischen Ausgrabungen, auf deren Organisation durch W. Dörpfeld Deutschland stolz sein muß, ist die Wissenschaft nicht mehr allein auf zufällige Entdeckungen angewiesen, und das Material hat sich an Zahl und Bedeutung vervielfacht, so daß unser Wissen auf ganz neue Grundlagen gestellt ist; aber ist die angeführte Schlußfolgerung damit genügend gerechtfertigt? Müssen wir deshalb auf eine ordnende und verwertende Sichtung des Materials verzichten, bis die gesamten Überreste aus dem Altertum aufgedeckt und durchforscht sind? — denn das bedeutet schließlich diese Resignation. Selbstverständlich nicht: auch unsere Einzelforschungen leiden in gleichem Maße darunter, daß ihre Resultate nach kurzer Zeit überholt werden können, und wenn wir aus der unberechtigten Scheu, teilweise vergebliche Arbeit zu leisten, Gesamtdarstellungen beständig aus dem Wege gehen, so berauben wir uns selbst der Möglichkeit, ihre wichtigen Ergebnisse für die weitere Forschung zu verwerten.

Die Folgen dieser Enthaltensamkeit sind bereits heute spürbar genug. Denn wir begnügen uns mit Darstellungen der Kunst- und Kulturgeschichte, deren Disposition vor ein bis zwei Menschenaltern entworfen sind; sie haben zum Teil bis in die letzte Zeit zahlreiche neue Auflagen erlebt, in denen das neue Material verarbeitet worden ist, ohne daß sie selbst dadurch den heutigen Ansprüchen gerechter geworden wären. Im Gegenteil, das Neue überwiegt, ist aber in den zu engen Rahmen hineingepreßt und verliert dabei an Bedeutung und

Wirkung, denn der Aufbau der Werke wird im wesentlichen unverändert beibehalten. So entsteht das Mißverhältnis, daß wir zwar unvergleichlich mehr wissen als unsere Vorgänger, aber nicht den Wagemut haben, dieses Wissen mit der gleichen Tatkraft zu verwerten und anzuwenden, uns vielmehr in den traditionell gewordenen Bahnen weiterbewegen, und zwar wider unsere eigene Überzeugung.

Wir laufen Gefahr, die Fähigkeit zu verlieren, unser Forschungsgebiet von einem höheren Standpunkt zu überblicken und müssen es erleben, daß heute bereits Personen, denen die wissenschaftlichen Voraussetzungen dafür abgehen, uns diese Aufgabe aus der Hand nehmen wollen und unsern Irrweg mit einer der Wissenschaft angeblich inwohnenden Unfähigkeit erklären. Aber die Gefahr ist noch größer: wir gewöhnen uns mehr und mehr, unsere Untersuchungen in vertikaler Richtung anzustellen, wir suchen nach Vorstufen und Auswirkungen der Erscheinungen, anstatt sie in ihrer Gesamtheit und in ihren Wechselwirkungen zu erfassen. Das ist allerdings viel bequemer, denn es ist auch bei lückenhaftem Material möglich, eine Entwicklungsreihe aufzustellen und schlimmstenfalls zu konstruieren, aber es führt zu einer Überschätzung des Kausalitätsprinzips und verleitet, historische Zusammenhänge vorauszusetzen, wo möglicherweise nur eine zufällige oder durch verwandte Bedingungen hervorgerufene äußerliche Ähnlichkeit besteht. Der große Nachteil dieser Arbeitsweise ist, daß sie häufig nur Versuche als Ergebnisse bringt und uns die Lücken unseres Wissens leicht verschleiern kann, weil sie ein Mosaikspiel mit bereits vorhandenem Material ist, ferner verleitet sie uns oft, uns mit den Beständen einer viel älteren Forschung zufrieden zu geben, wenn diese sich in die Reihe bequem einordnen lassen. Aber wirklich Neues kann sie in großem Umfange nicht ergeben.

Die Wissenschaft hat allerdings nicht die Absicht, sich bei der Resignation zu bescheiden. Sie bezeichnet die geschilderte Arbeitsweise richtig als Vorarbeit und ist daneben bestrebt, die der Zukunft vorbehaltene aufbauende Arbeit durch Sammlungen des Materials zu erleichtern. So sehen wir eine Reihe von großangelegten Sammelwerken entstanden, die zahlreichen Corpora und Enzyklopädien, deren Schaffung eine ungeheure wissenschaftliche Arbeit erfordert, aber schließlich doch auch nur eine Vorarbeit ist. Diese Werke vermögen, wenn überhaupt, nur mit Mühe der Zeit zu folgen und zeigen vielleicht am deutlichsten, wie unmöglich es ist, auf einen Zeitpunkt zu warten, wo alles so weit gesichtet ist, daß eine schöpferische abschließende Arbeit beginnen kann. Eine solche, die Vollständigkeit erstrebende Materialsammlung läßt zwar deutlich die vorhandenen Lücken erkennen, sie zwingt aber ebenfalls nicht, sie zu schließen, weil sie eben

nur den Stand unseres Wissens wiedergeben will; aus dem gleichen Grunde kann sie das gesteckte Ziel niemals erreichen, denn wir sehen überall, daß, bevor das Werk bis zur Hälfte gediehen ist, die ersten Teile bereits als veraltet und unvollständig gelten müssen. Auch hier werden veraltete Anschauungen naturnotwendig ohne Nachprüfung mit hineingenommen, wenn kein neues Material vorliegt und wenn sie nicht zufällig aus Anlaß einer Spezialuntersuchung eine neue Bearbeitung erfahren haben.

Dem Verfasser der vorliegenden Untersuchung liegt das Streben nach enzyklopädischer Vollständigkeit natürlich fern: dazu ist das Material hier ganz besonders viel zu lückenhaft. Erst die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben uns eine Anzahl von einigermaßen abgeschlossenen Städtebildern gebracht, besonders die Unternehmungen der preußischen staatlichen Museen unter Leitung Th. Wiegands, der die Wichtigkeit umfassender Städteforschungen klar erkannte und sie in Priene und Milet mit bestem Erfolg durchgeführt hat. Es handelt sich nun um die Aufgabe, unter strenger Vermeidung der bisher üblichen spekulativen Entwicklungstheorien das wirklich greifbare sachliche und historische Material zu sichten und zu einer Systematik der griechischen Stadtanlagen zu verarbeiten; dadurch wird eine Anzahl von festen Ausgangspunkten und gesicherten Grundlagen gewonnen, die als Anhalt bei zukünftigen Forschungen dienen mögen. Das wichtigste Ziel dieser Arbeit aber ist, einer irrtümlichen Verwertung des Materials vorzubeugen und die reichlich vorhandenen Ansätze dazu, die oben erwähnt worden sind, möglichst vollständig zu beseitigen.

Für die Beurteilung von Städteanlagen, besonders auf dem griechischen Festland, aber auch häufig im Innern von Kleinasien und in andern Gegenden, soweit sie nicht Objekt einer Ausgrabung geworden sind oder etwa den Gegenstand einer Spezialforschung bildeten, sind wir immer noch auf die ersten Aufnahmen angewiesen, die zum größten Teil der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts angehören. Immer noch müssen wir auf die Arbeiten jener Reisenden zurückgreifen, deren Forschungen von dem Bestreben getragen waren, die vorhandenen Reste mit möglicher Vollständigkeit zu verzeichnen. Freilich fehlte damals das Vergleichsmaterial und die Erfahrung der Gegenwart, aber ihre Werke werden dadurch nicht ersetzt, daß wir es besser könnten, es aber nicht machen. Einzelfragen lassen sich an der Hand dieses Materials mit Hilfe unserer kritischen Methoden noch bearbeiten, nicht aber ihre Gesamtergebnisse, wenn jede Voraussetzung für einen Zusammenhang des Stadtplanes bei der Aufnahme fehlte, wenn jede polygonale Mauerfügung, die zu allen Zeiten vorkommen kann, ohne weiteres als uralte oder gar »pelasgisch« galt, wenn mangels

bekannter Typen die Gebäudereste nicht erkannt wurden und aus den verzeichneten Resten nicht zu entwickeln sind.

Die neueren Forschungen aber verfolgen in der Regel besondere Zwecke, sei es die Klärung der Topographie, sei es die Feststellung begrenzter Kulturperioden; sie geben das Übrige noch summarischer als die ältern, und daher mußte, um die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit nicht zu sehr zu verletzen, in den vorliegenden Betrachtungen auf die Entwicklung der archaischen griechischen Stadtanlagen verzichtet werden. Die Stadt des V. Jahrhunderts mußte als bestehend vorausgesetzt werden, denn die Ausgrabungen haben aus dieser Periode nur selten, dazu nie vollständige Bilder ergeben, weil sie immer wichtige, im Laufe der Jahrhunderte sich stark verändernde Zentren betrafen, von denen nur die späteren Perioden Reste von genügender Vollständigkeit hinterlassen haben. Mehr als die Großstädte dürften die kleinen, bescheidenen Gemeinden ihr altes Bild bewahrt haben, und diese gerade sind es, für die unsere heutige Forschung das objektive Material am wenigsten erweitert hat. Trotzdem wäre eine Klärung vieler Fragen unter der Voraussetzung von Zuständen, wie sie vor dem Weltkriege vorlagen, verhältnismäßig leichter zu erzielen, da man sich ohnehin gewöhnt hatte, in allen wichtigen Angelegenheiten das Material an Ort und Stelle zu prüfen; auch in diesem Falle wäre es gelungen, im Laufe einer gewissen Zeit genügend Beobachtungen zu sammeln. Heute ist diese bequeme Arbeitsweise leider so gut wie unmöglich, und das führt zu einem weiteren Fehler unserer Materialbearbeitung: geblendet von den günstigen Verhältnissen, die das Reisen so leicht machten, unterließ man die so wichtige Inventarisationsarbeit der älteren Generationen, die allerdings in gewissem Sinne entsagungsvoll ist, weil sie auf die endgültige Aufklärung verzichten muß, dafür aber wenigstens die Reste für die Wissenschaft rettet, bevor sie möglicherweise der Unkultur oder auch der fortschreitenden Kultur zum Opfer fallen. Solche wissenschaftliche Expeditionen sind nur noch in Syrien fortgesetzt worden, während sie auf griechischem Kulturgebiet mit den österreichischen Unternehmungen im südlichen Kleinasien leider ein Ende gefunden haben, sehr zum Schaden für die Wissenschaft, denn ein jeder weiß, wie unentbehrlich die dort gewonnenen Resultate für jede Untersuchung geworden sind. Es wäre für die Altertumswissenschaft nur zu wünschen, daß neben der Detailuntersuchung die allgemeine Forschung wieder zu ihrem Recht käme.

Eine weitere Einschränkung für unser Thema ergibt sich aus dem Dargelegten von selbst. Liegt schon eine Entwicklung der frühgriechischen Städteanlagen außerhalb des Rahmens der Untersuchung, so hat es erst recht keinen Zweck, bei den entsprechenden Erscheinungen der

kretisch-mykenischen Periode zu verweilen. Hier verfügen wir dank des Interesses, welches diese Zeit seit über 30 Jahren hervorruft, über zahlreichere Angaben, auch sind auf diesem Gebiet sehr beachtenswerte Arbeiten geleistet worden, aber auf eine Gefahr wäre doch hinzuweisen. Die Mehrzahl der Publikationen dieser Reste — das gilt insbesondere von den kretischen Funden — trägt einen vorläufigen Charakter. In annalistischer Reihenfolge erscheinen Berichte in den wissenschaftlichen Zeitschriften, jeder Jahrgang bringt neuere, vervollständigte Grundrisse und neue Gesichtspunkte; was aber bisher stark vernachlässigt wird, ist eine eingehende Beschreibung des technischen Charakters dieser Bauten. Dazu gehören: die Art des Steinverbandes, die Abmessungen der Steine, die Bearbeitung ihrer Oberflächen, der Stoß- und Lagerfugen, die zur Herrichtung und zum Bau verwendeten Instrumente, die Beschaffenheit des Pflasters, der verschiedenen Arten von Estrich, des Wandputzes, des keramischen Baumaterials, das Hilfsmaterial, wie Bruchstein, Lehm, Kalk und Luftziegel und die Verwendung aller dieser Materialien zu Stadt-, Haus- und Stützmauern in den verschiedenen Perioden. Wo nicht besondere Umstände einen gelegentlichen Hinweis auf diese oder jene Einzelheit notwendig machen, bleiben wir auf sehr allgemein gehaltene und unbestimmte Beschreibungen und auf Grundrisse in sehr kleinem Maßstabe angewiesen, die nur die Mauerkonturen verzeichnen. Gegenüber der genauen Beobachtung der Kunsterzeugnisse ist diese Gruppe der Beobachtungen stark zurückgeblieben, und wir laufen Gefahr, uns auf diese Weise eines wichtigen Hilfsmittels zu begeben, um Gleiches zusammenzuordnen und Verschiedenartiges zu trennen. Die Resultate sind trotzdem noch besser zu übersehen, weil sie einheitlich und mit modernem Rüstzeug gewonnen worden sind.

Allein die vormykenische und die kretisch-mykenische Kultur führen nicht in ununterbrochenem Fluß bis in die historisch hellere Zeit: mehrere Jahrhunderte enthalten uns ihre Denkmäler vor und wenn, beispielsweise, das troisch-mykenische Megaron in späterer Zeit in Gestalt des Tempels und des Oikos wiederkehrt, so sind wir zwar berechtigt, in ihnen die gleichen Elemente zu erkennen, doch wir können nicht sagen, daß wir die Entwicklungsreihe vor uns haben. Damit aber ist bereits der Boden für Irrtümer gegeben: nur wer fest an die notwendige Herleitung jeder einzelnen Erscheinungsform von einem älteren ähnlichen Vorbild glaubt und die Möglichkeit der selbständigen Entstehung von ähnlichen Formen aus verwandten Vorbedingungen bestreitet, wird sich in diesen Verhältnissen befriedigt oder sicher fühlen dürfen; wer sich aber scheut, Fakta und Konjekturen als gleichwertig zu behandeln, wird hier die Wahrscheinlichkeit von der Wirklichkeit

scharf trennen müssen. In unserm Falle müssen wir von einer Erörterung dieser ganzen Periode und von ihrer Überleitung zum griechischen Städtebau, so sehr sie im allgemeinen eine Bearbeitung verdiente, schon deshalb absehen, weil wir in der älteren Periode der griechischen Zeit ohnedies auf unsicherem Boden stehen.

Wir werden bei unserer Betrachtung von der Form der griechischen Stadt ausgehen müssen, wie sie als Ergebnis der Entwicklung im Laufe des VI. Jahrhunderts zur Zeit der Perserkriege vorlag, und nur in vereinzelten Fällen auf eine weiter zurückliegende Entwicklung eingehen, wenn das zum Verständnis der Gestaltung der Anlagen in den späteren Jahrhunderten notwendig wird. Auch die allgemeinen Fragen, welche Eigenschaften für die Wahl der Plätze, an denen Städte angelegt wurden, bestimmend sind, wie z. B. strategische und handelspolitische Vorzüge, sollen hier nicht grundsätzlich erörtert werden, da wir es mit den Grundzügen der Anlagen von Städten zu tun haben, die in jedem Falle Anwendung finden, d. h. den jeweiligen besonderen Umständen immer wieder angepaßt werden und für alle Städte typisch sind.

Wir werden uns die Frage vorzulegen haben, wie der regelmäßige griechische Stadtplan entstanden ist und wie er zur allgemeinen Verbreitung gelangte, insbesondere welche Rolle dabei dem Hippodamos von Milet zukommt, ferner in welchem Maße dieser Typus den theoretischen Anforderungen der antiken Wissenschaft in seiner Grundform und in seinen späteren Stadien entspricht. Schließlich müssen wir versuchen, in der Einheitsstadt der Spätzeit die Züge auszusondern, die, obzwar gleichfalls von regelmäßigem Charakter und allgemein verbreitet, ihren Ursprung nicht im hellenistischen Stadtplan haben, sondern als neue Gedanken, die von auswärts hereingetragen sind, betrachtet werden müssen, um so zu einer Klarheit über griechische Grundprinzipien und römische Elemente zu gelangen, deren Verbindung auch auf andern Gebieten das Wesen der spätrömischen Universalkultur bildet. Gerade hierin wird noch oft gefehlt, aber eine reinliche Scheidung dürfte bei Stadtanlagen leichter möglich sein als in dem reinen Kunstschaffen, weil die römische Kultur hier nicht nur als der empfangende Teil erscheint, sondern der griechischen Selbständiges entgegenzusetzen vermag.

Ich ergreife an dieser Stelle mit Freude die Gelegenheit, um dem Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. E. Pernice für sein immerwährendes reges Interesse, mit dem er die Ausarbeitung meiner Untersuchung verfolgt hat, und für manchen trefflichen Hinweis und Rat-schlag meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Greifswald, im Juli 1922.

Armin von Gerkan.

Kapitel I.

Die Stadt vor dem V. Jahrhundert.

1. Die Entstehung.

Wenn wir von den Neugründungen in historischer Zeit, wie die jüngern Kolonien, die neuangelegten Bundesstädte (Messene, Megalopolis, Mantinea u. a.) und die zahlreichen Schöpfungen aus der Zeit der Hellenisierung des Ostens seit Alexander d. Gr. absehen, so gibt es wohl keine noch so kleine griechische Stadt, deren Entstehung nicht an eine Gründungssage geknüpft ist und dadurch auf den Willensakt einer mythischen oder göttlichen Person zurückgeführt wird. Solche Legendenbildungen, die dem größeren Ruhme der Heimatgemeinde dienen und die Gründung gewissermaßen legitimieren sollten, sind allgemein recht jungen Ursprunges, und die jüngsten von ihnen, die Gründungssagen der äolischen, jonischen und dorischen Bundesstädte Kleinasiens, konnten nicht mehr an den älteren Mythenkreis anknüpfen, sondern mußten sich mit den Nachkommen der homerischen Heroen und mit halbhistorischen Geschlechtern begnügen.

Doch ist ein geschichtlicher Kern in den Legenden zu erkennen, um so deutlicher, je jünger die Traditionen sind; und besonders die letztgenannten Fälle dürften im Grunde genommen nichts anderes, als eine rationalistische, ins Persönliche umgesetzte und allerdings vielfach tendenziös ausgeschmückte Darstellung des eigentlichen geschichtlichen Vorganges sein. Im Altertum ließ man es in der Regel dabei bewenden, die ernsthafte Forschung scheute sich aber keineswegs, sich darüber hinwegzusetzen, z. B., als Thukydides es versuchte, im 1. Buch 5 f. die Entwicklung des staatlichen Lebens in Griechenland zu skizzieren. Er kam zu dem Schluß, daß die Griechen ursprünglich in unbefestigten Städten, bzw. Dörfern gelebt hätten (I, 5, 3: καὶ μέχρι τοῦδε πολλὰ τῆς Ἑλλάδος τῷ παλαιῷ τρόπῳ νέμεται περί τε Λόκρους τοὺς Ὀζόλας καὶ Αἰτωλοὺς καὶ Ἀκαρνανᾶς καὶ τὴν ταύτην ἡπειρον), und ließ die griechischen Staaten durch den Zusammenschluß von benachbarten und stammesverwandten Dorfgemeinschaften entstehen, was in der Praxis allerdings oft genug auf Kosten anderer älterer oder benachbarter Bevölkerungsschichten geschah, welche auf den Stand von

Unfreien oder doch nicht vollberechtigten Bürgern herabgedrückt werden. Sein sachlicher Entwicklungsgang hat sich in der Geschichtsforschung bewährt, und es wird heute allgemein angenommen, daß die Staatenbildung ausnahmslos auf dem Wege des Synoikismos geschah, wie auch noch in historischer Zeit mehrfach in Arkadien und Elis ¹⁾.

Die Polis.

Damit ist allerdings die Entstehung des griechischen Staates hergeleitet, nicht aber die der Stadt. Die πόλις ist zwar im Altertum die synonyme Bezeichnung für beide Begriffe, welche sich in der Zeit des entwickelten politischen Lebens in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle auch deckten, aber es gab immerhin Ausnahmen, sei es, daß politisch zurückgebliebene Gebiete noch nicht bis zum städtischen Leben vorgedrungen waren oder andere grundsätzlich an der dörflichen Lebensweise festhielten, wie Sparta (Thuk. I, 10,2: ὅμως δέ, οὔτε ζυνοικισθείσης <τῆς> πόλεως οὔτε ἱεροῖς καὶ κατασκευαῖς πολυτελέσι χρησαμένης, κατὰ κύμας δὲ τῷ παλαιῷ τῆς Ἑλλάδος τρόπῳ οἰκισθείσης, φαίνοιτ' ἂν ὑποδεεστέρα), obwohl Lakonien bereits eine große Zahl von Perioikenstädte besaß. Es wäre daher nicht richtig, sondern vielmehr eine Verwechselung der beiden dem Begriff πόλις innewohnenden Bedeutungen, wenn wir annehmen wollten, daß der Synoikismos gleichzeitig die Gründung einer städtischen Siedelung bedeutete. Dies war allerdings in der Regel, aber schwerlich als unmittelbare Folge, der Fall. H. Francotte ²⁾ unterscheidet daher bei den verschiedenen Möglichkeiten des Synoikismos noch weitere Formen in bezug auf die vorhandenen oder neu entstehenden Städte: es konnten vorher Städte bestanden haben, die nun weiterexistieren oder z. T. verschwinden, während eine zur Hauptstadt wird; es konnte auch eine neue Stadt gegründet werden, entweder als erste, oder ältere Städte können in der neuen Hauptstadt aufgehen oder weiterbestehen, schließlich aber kann eine Stadtgründung zunächst überhaupt unterbleiben, wie in Sparta. Der Synoikismos ist mithin lediglich die Grundlage, auf der eine Stadt im Sinne der πόλις, als Verkörperung der autonomen Gemeinde, entstehen konnte, er konnte aber auch die Veranlassung bilden, daß ältere Städte ihres Charakters als πόλεις entkleidet wurden, jedoch ohne daß sie in jedem Falle aufhörten, städtische Siedelungen zu bleiben — so z. B. alle arkadischen Städte, die sich zu dem Gemeinwesen von Megalopolis zusammenschlossen.

Ist die πόλις darum nicht die einzige Form, in der eine städtische Siedelung Ausdruck finden konnte, so brauchte sie andererseits als Zentrum des staatlichen Lebens nicht immer von vorneherein einen städti-

¹⁾ Vgl. dazu: E. Kornemann, Polis und Urbs, in Klio V 1905, 72 f.; derselbe, Stadtstaat und Flächenstaat, in Neue Jahrbücher XXI 1908, 235 f.; H. Francotte, La polis grecque, 106 f.

²⁾ a. a. O. 107 f.

schen Charakter zu tragen. Die homerische πόλις ist ja lediglich Herrnsitz, im Gegensatz zur Wohnstadt ἄστυ, und wenn bei einem Synoikismos eine der πόλεις in der Landschaft zum Vorort wird, wie in Attika Athen (Thuk. II, 15), so folgt daraus fürs erste nur, wie E. Kornemann¹⁾ mit Recht betont, daß die Verwaltung des Gebietes zentralisiert wurde: Athen ist dadurch für ganz Attika zur πόλις geworden, ohne daß damit eine Zusammensiedelung eines Teiles der Bevölkerung verbunden gewesen zu sein brauchte. Davon ist nichts überliefert, und die geschichtlichen Tatsachen lassen nichts davon erkennen, daß Athen jemals eine solche Zentralisation anstrebte. Im Gegenteil, Peisistratos war bemüht, die Landbevölkerung von der Stadt fernzuhalten, und die kleisthenische Phylon- und Demeureform bedeutet eine bewußte Dezentralisierung. Dagegen bestand eine Verpflichtung zum Zusammenwohnen in Sparta, und doch wohnte man gerade dort κατὰ κώμας. Der Verwaltungssitz eines griechischen Staates war in jedem Falle ein sehr geeigneter Ort, an dem städtisches Leben entstehen konnte, und das ist denn auch überall eingetreten, wenn auch vielfach nur ganz allmählich. Wir brauchen daher in keiner Weise die städtische Siedlungsform als Funktion der staatlichen Entwicklung zu betrachten.

C. Schuchhardt²⁾ hat für Griechenland einen ähnlichen Verlauf der Städtebildung vermutet, wie er sie für Deutschland im frühesten Mittelalter feststellt: den Weg von der Fluchtburg zum dauernd bewohnten Herrnsitz, um welchen dann eine bleibende Ansiedlung entsteht. Für die kretisch-mykenische Periode ist ihm D. Fimmen³⁾ mit guten Gründen entgegengetreten, da ursprünglich unbewohnte Fluchtburgen in dieser Zeit nicht nachzuweisen sind, wohl aber bereits Städte: offene auf Kreta, wie Palaeokastro, Gurnia und Pseira, befestigte außerhalb Kretas, wie Dimini und Sesklo in Thessalien, Chalandriani auf Syros, H. Andreas auf Siphnos und vor allem Phylakopi auf Melos, der einzige Ort dieser Gruppe von wirklich städtischem Charakter, mit Straßen und enger Bebauung⁴⁾; als weiteres Beispiel kommt dazu die spätmykenische Ansiedlung von Milet, die gleichfalls Reste von Befestigungen besitzt. — So gering trotz allem die Entwicklung der städtischen Wohnweise in vorhistorischer Zeit und ihre Bedeutung für die spätere war, so gab es doch allenthalben befestigte Herrnsitze, die zum großen Teil bewohnt blieben, und Schuchhardts Hypothese kann für das griechische Mittelalter nur in ihrem zweiten Teil Geltung haben, d. h. für die Bildung von städtischen Zentren im Anschluß an

Die städtische
Siedlung.

¹⁾ Klio V, 77; Neue Jahrb. 1908, 235.

²⁾ Neue Jahrbücher 1908, 312 f.

³⁾ D. Fimmen, Die kretisch-mykenische Kultur, 1921, 36 f.

⁴⁾ Die Literatur bei Fimmen, a. a. O.

bereits bestehende Burgen. In jedem Fall aber werden wir, mangels einer älteren entwickelten Städtkultur, voraussetzen müssen, daß diese Bildung selbständig erfolgte, ohne daß sie ältere bereits vorhandene Städte weiter fortsetzte.

Hier liegen mehrere Möglichkeiten vor, die sich in zwei größere Gruppen scheiden lassen: eine allmähliche Entstehung von Städtensiedlungen dank günstigen natürlichen Bedingungen und eine solche, die auf einen staatsrechtlichen Akt zurückzuführen ist. Beides muß vorgekommen sein, es fragt sich nur, ob die jedesmal erzeugten Siedlungsformen notwendig wesentliche Unterschiede aufweisen mußten.

Allmähliche Entwicklung. Zur ersten Gruppe gehören einmal alle Städte, welche durch natürliches Wachstum aus Dorfsiedelungen entstanden sind, ohne daß an diesen Stellen mykenische Wohnstätten nachzuweisen wären. Sie dürften hauptsächlich im Westen von Mittelgriechenland, in Epirus, Arkadien, Elis und Achaia zu suchen sein, wo die Vororte der Gaue sich in verhältnismäßig später Zeit zu Städten entwickelten; ihre Zahl kann aber jederzeit durch die Aufdeckung mykenischer Reste an den Orten eingeschränkt werden. Ferner gehören dazu die Städte, die jedenfalls die große Masse in Griechenland bilden: solche, die eine Fortsetzung mykenischer Ansiedelungen darstellen. Auch hier werden wir eine allmähliche Entwicklung voraussetzen müssen, da eine ausgebildete Städtkultur in mykenischer Zeit auf dem griechischen Festlande nicht festzustellen ist; waren aber die Kulturzentren, welche das griechische Mittelalter vorfand, Herrnsitze, vielleicht mit angeschlossenen dörflichen Siedelungen, so konnten sie allerdings als Kristallisationspunkte dienen, weil sie eine günstige Lage hatten und befestigt waren, und weil jedenfalls eine Reihe von weiteren günstigen Bedingungen künstlich geschaffen war, wie Verkehrswege, Wasserversorgung, Gebäudeanlagen. Es fehlten freilich durchgehends Hafenanlagen, aber die griechische Frühzeit hatte danach ebenfalls noch kein Bedürfnis. Beispiele sind sowohl die Hauptstädte Griechenlands, wie Athen, Megara, Argos, Korinth, Theben und Sparta, als auch mittlere und unbedeutende Orte, die später ihre selbständige Bedeutung einbüßten (z. B. in Attika Eleusis, Thorikos, Brauron).

Gründungen. In die zweite Gruppe fallen alle die Anlagen, die einem vorher empfundenen Bedürfnis genügen sollten und den Willensakt eines Gründers, einer Gruppe von Gründern oder eines Staatswesens zur Voraussetzung haben. Auch hier müssen wir zwei Fälle unterscheiden. Es konnte sich um einen durch Synoikismos entstehenden oder schon entstandenen Staat handeln, für den ein Vorort erforderlich war: dabei wird in der Regel die Wahl auf eine bereits in Rahmen der ersten Gruppe entstandene und günstig belegene Ortschaft gefallen sein, die sich nun

besonders rasch entwickeln konnte. Dazu gehören wiederum Athen, wohl auch Sparta, und aus jüngerer Zeit Heraia, Tegea, Elis u. a. Wir pflichten hier Kornemann bei, daß der Synoikismos nicht eine Zusammensetzung, sondern allein eine Zusammenlegung der Verwaltungen an einen Ort bedeutete, so daß auch hier der Vorort zunächst keinen wesentlichen Bevölkerungszuwachs empfing. Francotte ¹⁾ unterscheidet zwar eine jüngere Form des Synoikismos, die mit einer faktischen Vereinigung eines Teiles der Bevölkerung in einer Stadt verbunden war. Wir werden das damit erklären können, daß die späten Vereinigungen gerade die Rückständigkeit des bisherigen Zustandes beseitigen sollten — dazu gehörte als wesentliches Moment die Schaffung einer bedeutenden und wohleingerichteten Stadt, wie sie ältere griechische Staaten schon lange besaßen —, und hinzufügen, daß diese Gründungen, vielleicht um den teilnehmenden Gruppen keinen Anlaß zu Eifersucht zu geben, vielfach auf neutralem, bisher unbewohntem Gebiete erfolgte (Mantineia, Megalopolis, Rhodos, Kos).

Der andere Fall betrifft die Schaffung von Staatengebilden im Auslande, die Kolonisation im weiteren Sinne. Die Altkolonien, wie man die erste Besiedelung der Inseln und des kleinasiatischen Festlandes bezeichnen möchte, haben ihren Ursprung in den politischen Wirren der Wanderungszeit; die verworrene und sagenhafte Tradition läßt erkennen, daß es sich dabei um die Auswanderung heterogener Bevölkerungsgruppen handelte, welche sich eine neue Heimat suchten: alle Städte enthalten verschiedene Elemente, die sich in räumlich und zeitlich getrennten Etappen ansiedelten, und ihr Zusammenschluß zu Städten, wie Milet, Ephesos und Kolophon, erfolgte allmählich, auch nicht ohne blutige Kämpfe. Wir finden auch hier noch keine planmäßigen Städtegründungen, denn die Auswanderer suchten nach denselben Lebensbedingungen, wie die Heimat sie ihnen geboten hatte, und es wird mehr als ein Jahrhundert gedauert haben, bis aus den Ackerdörfern Städte emporwuchsen.

Ein gänzlich anderes Gesicht zeigt die im VIII. Jahrhundert einsetzende eigentliche Kolonisation: hier wanderten nicht mehr ganze Volksstämme aus, sondern es wurden Stadtstaaten gegründet, die im Auslande den griechischen Bevölkerungsüberschuß aufnehmen sollten und gleichzeitig den Handelsinteressen dienten. An einer Planmäßigkeit ist nicht mehr zu zweifeln; wenn nun wiederum besonders die jonischen Städte und unter ihnen vorzugsweise Milet in rascher Folge zahlreiche Kolonien aussenden, so kann dabei nicht allein die Übervölkerung der

¹⁾ a. a. O. 110 f.; dazu Ionien: Herod. I, 170; Athen: Thuk. II, 15; Elis: Diod. XI, 54; Rhodos: Diod. XIII, 75, Strabo XIV, 655.

Metropolen die Ursache gewesen sein, sondern diese müssen die Leitung des Unternehmens in die Hand genommen haben und, ähnlich wie in Deutschland Hamburg und Bremen, den Auswanderern die Ansiedlungsmöglichkeit vermittelt haben, entweder unmittelbar, oder auf dem Wege einer vorhergehenden Einwanderung in die Mutterstadt. Die Folgen einer systematischen Kolonisationstätigkeit für die Gestaltung einer Stadt werden später zu untersuchen sein; hier müssen wir aber darauf hinweisen, daß gerade die Häufung von Gründungen bei einzelnen Metropolen es unmöglich machte, die Kolonien von Anbeginn als fertige, durchgebildete Städte anzulegen. Die Bevölkerung einer auch nur kleinen Stadt muß mit Weibern und Kindern etwa 2—3000 Seelen umfaßt haben, und daß derartige Massen mit einem Mal an irgendeinen Platz geschafft wurden, um sich dort anzubauen, ist undenkbar. Es müssen an günstig gelegenen Punkten zunächst Siedelungen angelegt worden sein, etwa eine Burg, um den Ort zu sichern, dann Heiligtümer, Markt und Hafen, worauf dann erst die weitere Besiedelung erfolgte, freilich rascher, als sonst auf dem Festlande. Daß man nicht von Anbeginn an geschlossene Städte dachte, zeigt schon der Umstand, daß mehrmals große Heiligtümer außerhalb der Stadt lagen (Syrakus, Selinunt), aber doch so nahe, daß man sie als städtische bezeichnen muß. Auch dürfen wir bei der Gründung noch keinen Mauerring um die anfangs noch völlig unbestimmbare Stadt erwarten, um so weniger, als auch die Metropolen in Kleinasien ihre Befestigungen meist erst im VI. Jahrhundert errichteten (Herod. I, 141, 163).

Natürliches
Wachstum.

Wenn wir hier von den jüngeren Synoikismen und Koloniegründungen absehen, die uns später zu beschäftigen haben werden, so sehen wir, daß bis ins VI. Jahrhundert die Entstehung aller Städte lediglich durch Verwaltungsmaßregeln gefördert wird, nicht aber durch eigens dazu ins Werk gesetzte Massenbewegungen. Die Bevölkerung wuchs vielmehr allmählich in ungezwungener Weise, langsamer im Mutterlande, rascher in den neu erschlossenen Gebieten, wo sie durch Auswanderung Zuzug erhielt. Eine in dieser Art wachsende Stadt kann aber keine planmäßige Anlage darstellen. Man müßte den Griechen der Zeit vor den Perserkriegen eine reichlich moderne Denkweise zuschreiben, wenn man annehmen wollte, daß sie das Wachstum einer Stadt, das wir auch heute nur mit Hilfe von umfangreichem statistischen Vergleichsmaterial ungefähr vorauszuberechnen vermögen, damals schon in bestimmte Bahnen gelenkt hätten und infolgedessen Stadtteile angelegt, alle die winkligen Straßenzüge abgesteckt und den einzelnen Bürgern ihren Bauplatz angewiesen hätten. Vielmehr können die archaischen Stadtanlagen nur ganz zufällig entstanden sein, wenn auch nicht ohne gelegentliches Eingreifen der Verwaltung. Dieses hat

aber nur einen vorbeugenden Charakter getragen, indem es die Bebauung gewisser Geländestrecken in der Nähe von Heiligtümern, Befestigungen, Brunnen und Quellenanlagen, sowie von Straßengebiet verbot und allenfalls noch einige Regeln für Mauerstärken, Gebäudehöhen und andere technische Normen aufstellte. Die Straßen behielten daher die zufällige Richtung, die sie vorher als Landstraßen, als Verbindungswege zwischen öfter besuchten Punkten oder als sonstige durch die Gewohnheit entstandene Pfade hatten. Auch die Heiligtümer entstanden nicht willkürlich an dafür vorgesehenen Stellen, sondern an durch die Tradition geheiligten Örtlichkeiten, wie Felsen, Haine, Quellen und Kreuzwege, welche sich in der Umgebung bewohnter Orte stets in großer Menge finden. Außerhalb der bewohnten Gebiete entstehen Nekropolen, und wir sehen in Athen, wie in Rom, daß sie bei der weiteren Ausdehnung von der Stadt verschluckt werden konnten, wenn sie nicht entfernt genug angelegt waren, und wenn der Stadt noch nicht durch einen äußeren Mauerring eine feste Grenze gezogen war.

2. Die Gliederung.

Die Stadt besitzt nicht selten zwei Zentren, die in manchen Fällen miteinander wetteifern konnten: die Burg und den Markt. Die Burg können wir als das historische Zentrum bezeichnen, da sie den Punkt bildet, von welchem die Stadt ihren Ausgang nahm. Aber nur in den seltensten Fällen lag die Burg inmitten des späteren Stadtgebietes derart, daß sie für die Plangestaltung der Stadt störend war. So war es in Athen, auch in Theben, vielleicht in Tiryns und Mykenae, wo wir freilich die Gestalt der Unterstädte nicht kennen. Dagegen konnte sich in Assos die Stadt unbehindert an ihrem Südrand ausbreiten, wenn auch die Stadtmauer den Hügel ringsum einschloß. Die natürliche Bodengestaltung bringt es mit sich, daß in den meisten Fällen die Burg am Rande der Stadt liegen mußte, entweder als Gipfel oder als vorgeschobener Hügel eines Gebirgszuges, an dessen Abhang oder abfallenden Rücken die Stadt selbst lag, oder aber die Burg lag auf einem isolierten Hügel irgendwo am Rande der Stadt (Argos, Sparta), am Meeresufer (Halikarnassos, Samos), schließlich auch in einer gewissen Entfernung von der Stadt (Korinth, Sikyon). Da diese Burgen, soweit ihr Erhaltungszustand eine Beurteilung zuläßt, in der mykenischen Zeit nicht Zufluchtsstätten für die Bevölkerung in der Stunde der Gefahr, sondern ständig bewohnte Herrschersitze waren, darunter sogar große Anlagen, wie die Kadmeia von Theben und Arne, so müssen wir die gleiche Bestimmung auch für die folgende Epoche voraussetzen, denn bauliche Veränderungen, die den Fassungsraum des befestigten Gebietes erweitern, liegen nicht

Die Burg als
Mittelpunkt.